Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor(en): **Möschlin, Felix**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635063

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 8 — XII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 25. Februar 1922

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Der Februar.

Von E. Oser.

Was bist du doch, Herr Februar,
Ein launischer Geselle!
Bald bist du aller Sonne bar,
Bald lachst du klar und helle.

Bald leerst du deinen Himmel aus
Und wirbelst deine Flocken,
Der Winter schleicht um jedes Haus
Auf unhörbaren Socken.

Bald prasselt dichtes Regennaß
In deines Winters Spuren,
Und flugs verwandelst du zum Spaß
In Pfützen Weg und Fluren.

Dann fegt der Nord und leckt der Föhn
Mit Heulen und Gewinsel,
Sie pusten von den kahlen Höhn
Und trocknen das Gerinsel.

Und wieder lacht des Himmels Blau
Ob deinen Narrenposse,
Die Menschheit schält sich aus dem Grau
Von Sonne übergossen.

Der Hahn führt seiner Hennen Schar
Zum Scharren und zum Rupfen . . .
Da niest aufs Neu Herr Februar
Und schickt Katarrh und Schnupfen.

In Gummischuhen patscht der Tag
Trübselig durch die Gassen.
Die Grippe lauert hinterm Hag,
Dich, schwupp, beim Schopf zu fassen.

Die Welt zergeht in Tand und Tanz,
Prinz Narr bläst die Posaunen,
Ansteckend wirkt der Mummenschanz
Auch auf die Wetterlaunen.

Herr Februar, nun ist's genug
Mit deinen tollen Scherzen!
Wir wünschen uns mit Recht und Fug
Bald einen bessern Märzen!

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin. 8

Auch der Maler spürte die Erlösung. Es war eine Lust, sich selbst zu vergessen und sich ganz in den Seiltänzer hineinzudenken, mit ihm dem Tode zu trotzen, die Gefahr nicht zu fürchten.

Und das Volk war ihm nah. So nackt und offen bis in die tiefste Seele hinein hatte er es noch nie geschaut wie an diesem Abend. Da erwachte in ihm der Wunsch und der feste Willen, dies Volk zu schildern. Bis jetzt hatte er nur Landschaften gesehen, Berge, Bäume, Wasser. Bis jetzt hatte er nur sein Mädchen gesehen, Rösli mit allen Reizen. Jetzt sah er den Arbeiter, den Bürger, die abgearbeitete Frau, die Fabriklerin, den Nichtstuer und das verführerische, verführte Mädchen. Und alle waren eins in diesem Augenblicke, vereint durch einen Seiltänzer auf der Leine, in ihm sich begegnend, wie sich die Lichtstrahlen im Brennpunkte einer Linse begegnen.

Er war gerettet. Als er fieberhaft erregt heimwärts schritt, schon an Entwürfe denkend, da mochten die Seiltänzer in ihrem Wagen sitzen und das gelöste Geld zählen. Vielleicht miteinander zanken, ohne zu wissen, daß sie befreit und errettet hatten.

Die selbstlose Liebe hat mir gefehlt, sagte Franz zu sich selber. Ich habe Liebe verlangt, selber aber keine gegeben. Jetzt aber will ich mein Volk malen, denn nun ist es mir nahe gekommen, und von nun an will ich es mir nah halten. Und von heute an gibt es für mich keine Menge mehr, sondern nur Menschen.

Er malte das Bild des Seiltänzers auf hoher Leine, wie schwebend unter dunkelm Nachthimmel. Und das Volk das zu ihm aufschaute, sich selber vergessend, ein Volk von Brüdern, verzückt, erlöst vom Kleinlichen und Schwächlichen.

Sein Vater sah das Bild mit Freuden.

„Wirst du traurig sein, wenn ich dich jetzt verlasse?" sagte Franz zu ihm. „Ich will die Schweiz durchwandern, denn es ist mir, als habe ich sie noch nie gesehen. Und es ist mir, als werde ich Dinge malen, die bis jetzt noch keiner gemalt hat."

„Nein, reise, wenn du nur wieder malst," sagte der Alte. „Ich bin glücklicher in der Einsamkeit, wenn ich weiß, daß du malst, als wenn du bei mir bist und nicht malst!"

Da war es Franz Blumer, als sehe er auch seinen Vater zum ersten Male. Ergriffen reichte er ihm die Hand.

Drittes Kapitel. — **Martha.**

So vielstufig, steil und mühsam wie diesmal war der Martha Zumbrunner das Totengäßlein noch nie vorgekommen, als sie nach dem Zusammentreffen in der Freiestraße mit schweren Füßen heimwärts schritt. Wahrhaftig, es trug den Namen nicht umsonst. Als sie am Spital vorbeikam, dünkte es sie ganz natürlich, daß ein schwarzer Samariterwagen düster vor dem Tore stand und das Grün und die vielen Blumen des Gartens verdeckte. Zu Hause flüchtete sie sich in das dichte Gebüsch ganz hinten bei den Tannen. Verraten und betrogen war sie, ihr bester Wille konnte nicht mehr helfen. Es war ja begreiflich, daß er an diesem fröhlichen Ding mehr Vergnügen fand als an ihr. Wahrscheinlich tat es nicht so streng und steif wie sie, sondern ließ das junge Blut ein Fest feiern, wenn sich die Gelegenheit allzu einladend zu eigenen sehnsüchtigen Wünschen gesellte! Nun rauschten alle Bäche, nun brachen alle Knospen, jedes Zweiglein wuchs jeden Tag sein Stück, befreit flogen die Wolken um die Welt — nur sie mußte eindämmen die Flut ihres Herzens, mußte verschlossen halten, was kaum mehr eine Fessel duldete, durfte nicht mehr wachsen, weil sie sonst gar hoch hinauswuchs über das vorgeschriebene anständige Maß, mußte still halten ihre Füße, weil sie sonst allzuweit trugen in verbotenes Land. Sagte man nicht, der Mensch sei das Höchste — und er allein durfte nicht blühen, wenn alles blühte?

So stand sie bei den dunklen Sträuchern und Tannen und drängte sich näher und enger an die Stämme, als möchte sie selbst am liebsten ein Baum werden, um zu wachsen nach den Gesetzen eigener Art und zu blühen, wenn die rechte Zeit da war.

Durch die Stadt aber fuhr der Abendwind. Da ließen auch die Aermsten die Hände sinken und fahren die Arbeit des Werktages. Die Beschäftigten setzten sich und zogen Hauspantoffeln an, und die Verhockten und Verlesten nahmen die Brillen von den Nasen und guckten auf ihre kurzsichtige oder weitsichtige Art in die Abendwelt hinaus, derart ausruhend vom scharfen Schauen und gierigen Gaffen und geizigen Greifen. Die Randsteine begannen es sich bequem zu machen, und die Straßen gönnten sich etwas Frieden. Die Tische und Stühle in den Büros streckten sich gemütlich, und die Maschinen in den Fabriken ächzten befreit. Noch atmete die Arbeit eine Weile aus den Gassen, wie auch ein Schwungrad ohne Antrieb noch eine Weile weiter saust. Aber sie atmete leiser und leiser. Statt dessen stieg da und dort ein Lied auf, ein Blechmusikant probierte seine Trompete, ein Geselle schwatzte mit einem Ladenmädchen wie weiland Romeo mit Julia, die Ehepaare schauten sich an, als hätten sie sich eben erst zum Verlobungskuß gefunden, die Kinder taten noch ein paar fröhliche Sprünge, ehe das Nachtgespenst sie ins Bett schreckte. Die ganze Welt badete sich gleichsam rein im letzten Sonnenschein von der Mühe und dem Schmutze des Tages, wachte noch einmal recht auf, ehe sie sich dem Schlafe hingab, um für den Kampf des nächsten Tages gerüstet zu sein. Manchem wars, als sei diese Abendstunde die einzige Stunde, in der er wahrhaft lebte, und so schön war sie, daß es sich ihretwegen allein schon zu leben lohnte.

Martha fürchtete diese Abendstunde. Nun hatte die Mutter alles geschäftige Tun hinter sich und saß ruhig am Fenster und wartete auf sie. Wenn sie zu ihr trat, würde die Mutter sagen: „Wie geht's dir, Martha? Hast du einen hübschen Tag gehabt?" und sie würde mit einem halb verlegenen „Ja" antworten und dann still neben ihr sitzen oder vielleicht vom nächsten Gesangvereinskonzert sprechen. Und doch hätte sie so viel Wichtigeres mit ihr zu reden. Was vor ihr lag, das hatte die Mutter längst hinter sich. Sie mußte alles wissen, was sie selber noch nicht wußte. Und doch konnte sie die Mutter nicht um Rat fragen. Sie mußte ihren Weg allein gehen. So mußte jeder Mensch wieder von neuem alles durchkosten. Die Erfahrung der Mutter konnte der Tochter keine Erfahrung ersparen. Worte konnten nicht deuten, erklären und verhüten, was erlitten werden mußte, um begriffen zu werden. Nur stark machen konnte eine Mutter ihr Kind, auf daß es alles ertrage. War sie stark?

„Martha, Martha!" rief es durch den stillen Garten. Sie sprang verwirrt auf und suchte sich zu sammeln. Aber sie wußte sich erst zu helfen, als ihre Augen auf einen Stechpalmenstrauch fielen. Da preßte sie mit plötzlichem Entschluß ihr Antlitz in die Fülle seiner Dornen, die ihr wohl weh taten. Zum ersten Male verspürte sie die Lust der Schmerzen und empfing sie dankbar wie eine Offenbarung, die ihr den Weg wies. Dann ging sie aufrecht ins Haus.

Am nächsten Abend, um die Stunde, da sich der Strom derer, die ihre Arbeit getan hatten, wieder durch die Stadt wälzte, schritt sie dem Rhein entlang, nicht weit vom Büro der Firma Pfeiffer & Co. Heute wollte sie Hans Steiner allein treffen. Sie wartete geduldig, wie eine, die sich von einem Entschlusse nicht abbringen läßt und nur noch eine Hoffnung hat. Sie resignierte nicht, sie ließ nicht das Schicksal walten, sie wollte ihr eigenes Schicksal sein. Und wenn er mich auslacht, daß ich ihm so weit entgegenkomme — gut, mag er mich auslachen. Und wenn er denkt, es schicke sich nicht — gut. Alles will ich hinnehmen, diese Kleinigkeiten sowohl als viel Größeres — um meiner Liebe willen. Und die Müdigkeit meiner Füße, die verwunderten Blicke der Leute, alles will ich freudig dulden, denn wie könnte ich sonst beweisen, daß ich ihn liebe? Ich bin auf meinem Weg, auf meinem rechten Weg, und nichts soll mich davon abbringen. Und wenn die Stadt drüben im Feuer aufginge — ich würde nicht hinschauen, denn mein Blick gehört jener Türe. Und wenn ein Kind in den Rhein fiele... aber da lächelte sie. Nein, das Kind würde ich retten. Und dann, durchnäßt, mit Bächen zu meinen Füßen, die Treppe hinaufsteigen, das Kind auf dem Arm — und droben steht er, und alles ist gut.

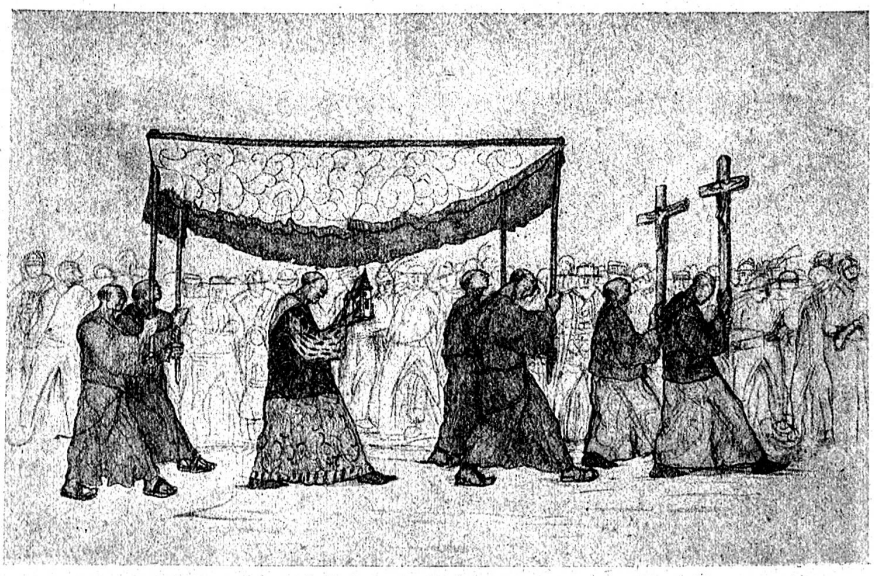
Ach, es fiel kein Kind in den Rhein. Und auch er kam nicht. Erschöpft und müde von so großer innerer Kampfesbereitschaft mußte sie endlich nach Hause, um nicht zu spät zum Essen zu kommen, denn das hätte ihr die Mutter nicht verziehen.

Drei Abende wartete sie vergebens. Sie kannte bereits alle Einzelheiten der Häuser, sie kannte die Bäume, sie kannte die Trottoirsteine und kannte jedes Kind und wußte auch, wer seine Mutter war. Sie fühlte sich ganz daheim an diesem Rheinweg, wo der Strom so mächtig rauschte und das Münster gar hoch und schön über dem Wasser stand.

Jetzt ging sie ganz offen und unbekümmert auf und ab und ließ jedermann deutlich verstehen, daß sie wartete. Sie gab sich nicht mehr den Anschein, als bewundere sie bloß die schöne Stadtansicht, sondern schaute unverhohlen zum Büro von Pfeiffer & Co. hinauf.

Am vierten Abend tat sie die größte Tat ihres bisherigen Lebens. Kurz vor sechs Uhr stieg sie in den ersten Stock, zu dem sie nun schon so lange hinaufgeschaut hatte, und fragte mit leiser und scheuer Stimme einen grünen Jungen nach Herrn Steiner. Der sei verreist, sagte jener. Sie erschrak, und als sie die aufmerksamen Gesichter dreier Schreiber sah, die über ihre Pulte hinweg gafften, war sie nahe daran, rechtsum Kehrt zu machen und zu fliehen. Aber sie hielt gewaltsam an sich und fragte noch leiser, wann er wiederkomme. In drei bis vier Tagen, lautete die etwas grobe und unverschämte Antwort. Zugleich begannen die drei Schreiber zu kiechern und ihre Aeuglein blitzen zu lassen, aber Martha hatte doch Kraft genug, für die Auskunft zu danken und mit einem freundlichen Gruß das Zimmer zu verlassen. Auch Spott und Hohn gehörte sich, wenn man liebte. Seitdem sie von der Süßigkeit der Schmerzen wußte, sammelte sie sie fast begehrlich. Er wird wohl nach Norwegen verreist sein, jenes Tunnelbaues wegen, von dem er schon vor einem Monat gesprochen hat. Aber wenn er nun erfährt, daß ich nach ihm gefragt habe? Mag er es erfahren. Es ist ja die Wahrheit, die tiefste, wichtigste Wahrheit, er soll sie erfahren! Jetzt nur kein Versteckenspielen mehr. Es ist keine Zeit mehr zu heuchlerischem Widerstreben. Wenn das Schiff im Hafen liegt, muß man es besteigen, ehe es davon fährt mit einem andern an Bord. Sie fürchtete sich bloß vor einem: daß ihr der Mut entfallen möchte, wenn sie noch drei oder vier Tage warten mußte.

Derweil war Hans Steiner im Auftrage seiner Firma wirklich nach Norwegen gereist. Zwischen Basel und Köln dachte er noch an Rösli und Martha. Er redete sich ein, daß außer unverbindlichem Beieinandersein, freundlichen Worten und Blicken ihn nichts an Martha binde, wenn auch nicht zu leugnen war, daß zwischen ihnen die stille, aber sichere Hoffnung auf eine näher- oder fernerliegende Vereinigung als fühlbares Einverständnis auch ohne Ring und Gelöbnis vorhanden gewesen war. Aber vielleicht war diese Empfindung bloß auf seine Seite beschränkt gewesen, und Martha würde ihn auslachen, wenn er plötzlich um ihre Hand anhielte. Jedenfalls brach er keinen Schwur, wenn er sich Rösli zuwandte, das seinen Mund so fröhlich gehen ließ und die Augen nicht versteckte. Derart hielt er zwischen Basel und Köln die Wage mit den beiden Mädchen prüfend vor sich, sah bald die eine Schale steigen, bald die andere, und dann und wann schien es ihm doch, als ob der Stolz, der Ernst und die sichere Haltung Marthas ein Gut sei, das mehr verspreche und mehr halte als die leichte Art der andern.

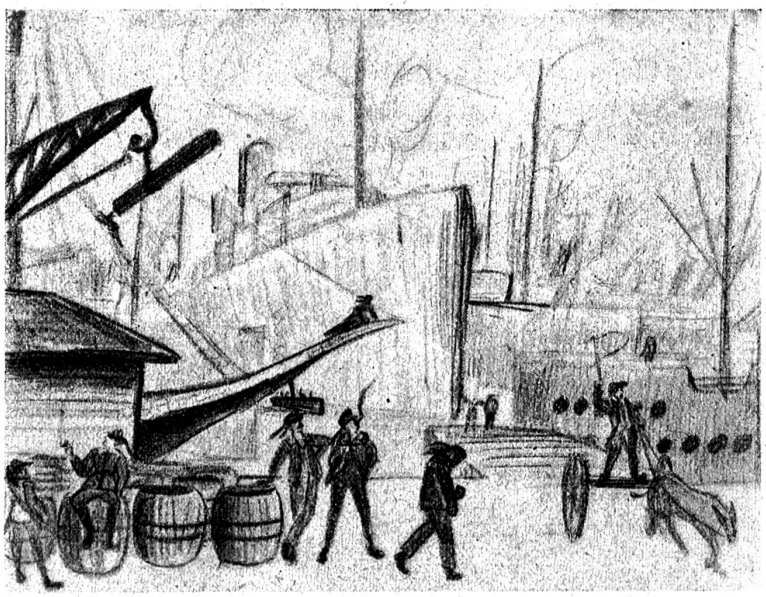


„Prozession", René Gilli, 13 Jahre alt, St. Gallen.

Hinter Köln aber kam die Freiheit der Ferne über ihn. Basel lag weit dahinten. Die Leute, die hier auf den Aeckern standen und zum Zuge aufschauten, wußten gar nicht mehr, daß es überhaupt eine solche Stadt gab. Mit der Stadt aber entschwanden auch die beiden Mädchen. Neue Bahnhöfe warfen ihm neue Reisekameraden in den Wagen, man glitt an Tausenden vorüber, fing da einen Blick auf, schaute dort wie gebannt auf ein Gesicht, das einem gefiel und in der nächsten halben Stunde schon wieder fünfzig Kilometer weit weg war, ohne daß man eine Ahnung hatte, woher es gekommen war und wohin es ging. Es war eine merkwürdige Lust, auf einer wildfremden Haltestelle in die Fenster eines Nachbarzuges zu schauen, wo ein Mädchen saß, das man gar nicht ungern als Begleiterin gehabt hätte. Wer weiß, vielleicht war dieses Mädchen, von dem man nichts wußte und nie etwas wissen würde, die Frau, die einem bestimmt war. Und man fuhr wieder von einander weg. Wo stand denn geschrieben, daß für einen Basler gerade eine Baslerin am besten paßte? Tausend Kilometer nach Süden, nach Osten, nach Westen, nach Norden wuchsen ja auch noch Menschen. Konnte man von Auswahl reden, wenn man über drei Häuserreihen hinweg in eine andere Familie hineinheiratete? War es nicht bloß Zufall, ein bischen Gleichstimmigkeit, ein bischen Gelegenheit, ein bischen Berechnung, ein bischen Anziehung, das die Menschen zusammenführte? Wer war die Rechte? Erfuhr man das je? Vielleicht stand sie irgendwo auf der Straße, schaute aus einem Hause, an dem er mit neunzig Kilometer Geschwindigkeit vorüberfuhr. Vielleicht saß sie auch im gleichen Wagen, im gleichen Abteil.

Solche Gedanken durchzuckten ihn. Aber mehr nur auf der Oberfläche, denn sein Innerstes war Ruhe und behagliches Dahinträumen. Es hatte ja keine Eile mit dem Heiraten. Zuerst mußte dieser Tunnel in Norwegen gebaut werden, dann kam vielleicht einer in Spanien an die Reihe. Und nachher einer im Balkan, vielleicht auch in Kleinasien. Zum Heiraten war es schließlich in zehn Jahren noch früh genug.

Derart befreit von Bedenken und Selbstquälerei, gab



„Im Hafen von Genua", frei aus dem Gedächtnis gezeichnet, Hans Huber, 12 Jahre alt, Oerlikon (Zürich).

er sich recht ausgiebig und bewußt dem Genusse des Reisens hin. O, wie herrlich, der Gebundenheit der Welt entwachsen zu sein! Wie selbstverständlich nicht die Leute überall arbeiteten, als müßten sie gerade da sein, wo sie standen. Diese Fabrikarbeiter, die zeitlebens nicht mehr sahen als ihre Fabrik und nicht weit von ihr starben. Diese Bauern, die sich neben dem Bette, in dem sie geboren worden waren, in den Sarg legten. Diese Eisenbahnbeamten, die ihre Strekken hin- und herfuhren, aber nie weiter kamen. Er aber reiste, heute hier, morgen dort, und die ganze Welt war sein Arbeitsfeld. Es war ihm, als wachse er, als fließe ihm eine Stärke zu, als schenke ihm jede durcheilte Meile einen Grund mehr zum Selbstbewußtsein und Herrschergefühl. Was hinderte ihn schließlich daran zu denken, daß der Zug seinetwegen rolle, diese Schienen seinetwegen gelegt worden seien?

(Fortsetzung folgt.)

Ausstellung im Berner Kunstmuseum.

Schweizerjugend und Zeichenkunst.

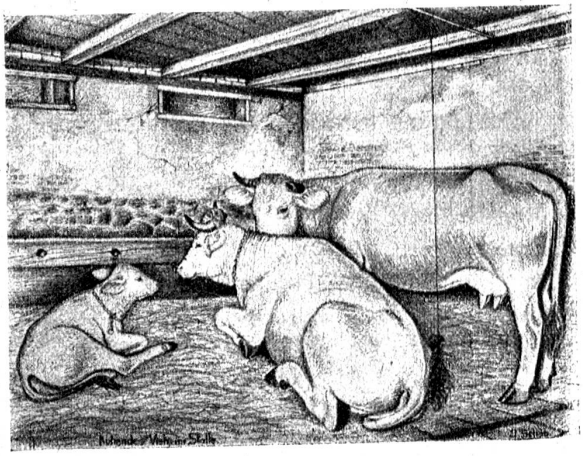
Am 18. Februar fand im Kunstmuseum die Eröffnungsfeier der Ausstellung „Schweizerjugend und Zeichenkunst" statt. Man war höchst gespannt, denn schon die kleine Schrift mit Worten von Prof. Weese, Linck und Bruno Kaiser eingeleitet und mit Reproduktionen von etwa 30 der besten Wettbewerbsarbeiten geschmückt, ließ ahnen, daß in den Räumen des Kunstmuseums ein Blick ins goldene Jugendland getan werden konnte. Herr Bundesrat Dr. Chuard, Herr Regierungsrat Merz und der Präsident des Kunstmuseums, Herr Dr. Trüssel, haben durch kurze Ansprachen die Ausstellung eröffnet. Der Vertreter unserer höchsten Landesbehörde hob vor allem hervor, daß es für Herrn Bruno Kaiser eine Glanzleistung ohnegleichen sei, als Kaufmann seine Interessen zu wahren und doch ein Werk, wie den Pestalozzikalender, zu schaffen, ein Werk, das vom pädagogischen Standpunkt aus, als bis jetzt unerreicht zu betrachten sei. Alle drei Redner waren einig, daß die zeichnerischen Wettbewerbe, die seit 10 Jahren mit jeder Neuausgabe des Kalenders ausgeschrieben werden, bis jetzt nur gute Früchte zeitigten und mit großer Genugtuung wurde festgelegt, daß gerade in den ausgestellten Arbeiten ein ungeheurer Fortschritt in zeichnungspädagogischer Beziehung zu konstatieren sei. Fort mit jeder Schablone, strenge Anlehnung an die Natur selbst, das sind heute die Losungsworte des modernen Zeichenlehrers.

Und was die Herren Chuard und Merz und der Museumspräsident zu wenig hervorhoben, nämlich die Freude der vielen Schweizerbuben und -Mädchen bei der Mitbeteiligung an einem solchen Wettbewerb, das taten dann nachher die unzähligen Werke und Werklein der kleinen Leute selbst.

Kunstmaler Linck hatte beim Sondieren und Aufhängen der Arbeiten vorerst eine Teilung und Gruppierung nach Alter und Landesgegend vorgenommen. Innerhalb dieser Grenzen wird jeder Besucher der Ausstellung mehr oder weniger selbst herausfinden, welche Zeichnungen frei von jedem Unterrichtseinfluß sind, welche Arbeiten im Gegensatz dazu nur unter dem Einfluß der Schule entstanden sind und welche Bilder von beidem etwas aufweisen. Herr Linck, der die eingegangenen Zeichnungen so unterscheidet, nimmt dann noch eine vierte Gruppe vor, nämlich Werke und Werklein, die vor allem als technische Leistungen in Erstaunen setzen.

Wir lassen uns diese Einteilung gerne gefallen, sie läßt den Kritiker erkennen, der als Künstler und Praktiker über der Sache steht. Wo nun alle die großen und kleinen Maler und Zeichner eingereiht werden, darum werden gerade die Eingereihten sich selbst am wenigsten kümmern. Ein jedes hat sich mit bestem Wissen und Gewissen an seine Arbeit gemacht und was konnte es dafür, wenn hie und da etwas Schablonenmäßiges von der Schulbank an der Zeichnung kleben blieb. Wenn jeder erwachsene Künstler heutzutage mit solcher Unvoreingenommenheit an seine Probleme heranträte, wie es diese junge Schar getan hat, so würden vielleicht viele Ausstellungen anders aussehen. Gerade in den Werken der Jüngsten lernen wir einmal kennen, was es heißt, mit einem klaren, nicht irregeleiteten Blick, die Welt so anschauen, wie sie eigentlich ist.

Wir glauben sie zu sehen, alle die kleinen Leutlein, wie sie in Grüppchen, oder noch lieber, allein hinausgezogen sind, mit der Zeichnungsmappe unter dem Arm, wohlversehen mit Stiften, um sich in einem stillen Erdenwinkel niederzulassen und für den „Pestalozzi-Kaiser" in Bern zu arbeiten. Selbstbewußtere lassen sich nicht anziehen von der Stille der Natur und sie machen ihre Skizzen mitten im regsten Straßenverkehr. So verschieden die Zeichnungen nachher herauskommen, so verschieden ist schon das Auftreten und Anpacken der Buben und Mädchen. Dieser ist seiner Sache sicher und später konkurriert er mit einer Prunkfassade einer Renaissancekirche, jener klettert mit seinen Augen in die blaue Luft hinauf, und ein schlanker Kirchturm entsteht,



„Ruhendes Vieh im Stalle", Johann Schöb, 16 Jahre alt, Niederhelfenschwil (St. Gallen)